

who cares!

*Von der Freiheit,
Frau zu sein*

**Mirna
Funk**

dtv

Über das Buch

»Die Führungsetagen und Vorstände werden nicht einfach wie durch Zauberhand weiblicher, sondern durch ambitionierte Frauen, die nach oben streben und es sich eben nicht in der Küche im Eigentumsheim gemütlich machen. Karriere seid ihr, macht ihr, schafft ihr. Und keiner wird euch davon abhalten können. Kein Patriarchat, kein System, kein Staat. I promise!«

Mirna Funk setzt ein leidenschaftliches Statement für die Autonomie aller Frauen. Ob in Sachen Karriere, Geld, Sex, Beziehungen oder Erziehung: Die Schriftstellerin und Essayistin teilt ihre Erfahrungen und zeigt, wie man mit dem richtigen Mindset unabhängig durchs Leben geht.

Mirna Funk

who cares!

*Von der Freiheit,
Frau zu sein*

dtv

*Für meine kluge, lustige, liebevolle,
schöne und mutige Tochter Etta*

Inhalt

Vorwort

Karriere

Liebe

Sex

Geld

Kinder

Körper

Nachwort

Literatur

Anmerkungen

Vorwort

Die große Frage ist natürlich, ob es dieses Buch ohne den Mai 2021 gäbe. Ohne dass mein Artikel auf dem feministischen Online-Portal *pinkstinks* erschienen wäre, in dem ich Frauen dazu ermutigte, am Muttertag ihre faulen Männer zu verlassen, und sie gleichzeitig daran erinnerte, dass dies selbstverständlich nur dann möglich ist, wenn sie finanziell unabhängig sind. Gäbe es dieses Buch, wenn danach nicht ein Teil des Literaturbetriebs, Twitter-Deutschland und ein paar abgehängte Reihenhausfeministinnen auf Instagram, behauptet hätten, ich sei entweder eine reiche Erbin oder eine gewiefte Hochstaplerin, anders jedenfalls könne es nicht sein, schließlich hatte ich in dem Text geschrieben, dass ich mein Leben lang schon finanziell unabhängig gewesen sei? Gäbe es dieses Buch ohne den Shitstorm, der daraufhin folgte, ohne die zahlreichen Memes, die gebastelt wurden, und die seitenlangen Threads, in denen über Tage öffentlich über meinen 30 Jahre alten Porsche und mein Ligne-Roset-Sofa diskutiert wurde – nicht aber über die Notwendigkeit finanzieller Unabhängigkeit? Gäbe es dieses Buch, ohne dass einige Personen im Zuge der Debatte begonnen hätten, meinen Urgroßvater als »kulturelles Kapital« zu bezeichnen – ein Mann, der 1936 mit seiner Frau Juliette aus Deutschland fliehen musste, weil beide Juden waren; der nur wenige Jahre später seine Frau im Krieg verlor und die gemeinsame kleine Tochter, meine Großmutter, in einem französischen Kinderheim unterbringen musste, so lange jedenfalls, bis es nicht mehr sicher war und beide es gerade noch so schafften, in die Schweiz zu fliehen, und deshalb überhaupt überlebten?

Nein, dieses Buch gäbe es ohne den Mai 2021 nicht. Obwohl der Inhalt dieses Buches nicht neu ist. Nicht für mich jedenfalls. Denn schließlich tauchen die von mir auf rund 100 Seiten erörterten Thesen seit zehn Jahren kontinuierlich in meinen Texten, Büchern, Essays, Artikeln und Kolumnen auf. Und auch, wenn sie von mir immer wieder an unterschiedlichen Stellen thematisiert wurden, glaubte ich nie, dass die Notwendigkeit bestünde, aus diesen Thesen ein Buch zu machen. Unter anderem, weil das meiste, was ich behauptete, längst gesagt wurde. Von der bekannten Feministin Hedwig Dohm vor über hundert Jahren zum Beispiel. Nämlich, dass Emanzipation nur dann möglich ist, wenn Frauen finanziell unabhängig sind und dass an dieser finanziellen Unabhängigkeit eben auch eine geistige hängt.

Seit zehn Jahren werde ich in deutsch-feministischen Kreisen für genau dieses Statement, ein Hedwig Dohm'sches Statement, beleidigt, kritisiert, geshítstormt, gecancelt, belächelt. Ich, eine ostdeutsche Jüdin, alleinerziehend, Arbeiterkind. Theoretisch stolze Trägerin der Goldmedaille bei der beliebten Opfer-Olympiade.

Dass mir das passiert, liegt nicht an der schieren Absurdität meiner Behauptungen, sondern daran, dass der feministische Diskurs in diesem Land von Frauen geführt wird, die wohlig aufgehoben in einem Mittelstandshaushalt in Westdeutschland aufgewachsen, in dem mittags das warme Essen – gekocht von der Akademikermutter ohne Arbeit – auf dem Tisch stand. Von Frauen also, die ihre Mütter nie haben arbeiten sehen, sondern mitbekommen mussten, was es heißt, finanziell abhängig zu sein, von einem Mann, von ihren eigenen Vätern nämlich. Aus dieser Beobachtung entwickelte sich bei den wenigsten ein Verständnis dafür, dass diese ungute Abhängigkeit und die damit einhergehende Unzufriedenheit eines ungelebten Lebens ihrer Mütter eben auch Entscheidung und nicht einfach nur Schicksal war. Dass daran nicht das System, das Patriarchat oder irgendeine andere abstrakte Kraft schuld war, sondern dass die

Verantwortung vielleicht – aber nur vielleicht – in den Frauen gesucht werden sollte, die sich lieber Taschengeld auszahlen ließen als ihr eigenes Geld zu verdienen. Dass die fehlende Kinderbetreuung in der Bundesrepublik doch zum Beispiel durch das initiative Eröffnen von Kindertagesstätten hätte unterminiert werden können. Dass das Ehegattensplitting längst abgeschafft wäre, hätten mehr Westfrauen den Mut gehabt, in die Politik zu gehen statt ins nächste Feinkostgeschäft.

Ja, selbstverständlich verstehe ich, dass aus einem Schutzbedürfnis der eigenen Mutter gegenüber die Schuld externalisiert und auf eine vermeintlich im Außen liegende Entität projiziert wurde. Wirklich. Was ich aber nicht verstehe, ist, warum der Opferstatus der westdeutschen Mütter völlig kritiklos auf alle Frauen angewendet werden muss. Auch auf jene Frauen, die sich nie als Opfer begriffen haben, weil sie zum Beispiel immer finanziell unabhängig waren, aufgrund ihrer ostdeutschen Sozialisation, oder weil sie eine eigene Sexualität haben ohne Angst, diese auszuleben, oder weil sie Liebe nie als Unterwerfung verstanden haben, sondern als ebenbürtige Partnerschaft, oder weil Kinder für sie nicht das Ende ihres Frauseins bedeuteten, sondern eine Vertiefung und Ergänzung, oder weil sie ambitioniert genug waren, eine eigene Karriere aufzubauen, und ihr Geld selber verwalten wollen.

Und von genau diesen Frauen gibt es Millionen in diesem Land. Millionen Frauen, die vollkommen irritiert von den aktuellen Debatten sind. Irritiert davon, wie sie gesehen werden, weil sie sich selbst ganz anders sehen: nicht schwach, sondern stark; nicht als arme Häschchen, sondern als mutige Amazonen; nicht abhängig, sondern frei. Dass diese Millionen Frauen sich selbst anders sehen, als der deutsche Feminismus sie sieht, hat komplexe und vielseitige Gründe. Die lassen sich in der Sozialisation finden, in der individuellen Biografie, in der Lebenseinstellung, in den Werten, in der Kindheit. Es spielt keine Rolle, warum manche Frauen sich als Opfer